

Dortmunder Tageblatt

Ersteinst täglich
mit Ausnahme der Sonn- und gefeierten Tage.

Abonnementpreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem beiliegenden illustrierten Sonntagsblatt 55 Pfg.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.50 M.

Notationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schanze, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u.örde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.

Expedition: Dortmund, Prinzenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 8 gespaltene Kolonnenbreite oder deren Raum 25 Pfg.

Reklamen
die 4 gespaltene Beilagenbreite oder deren Raum 60 Pfg.
Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei umfangreicher Unterbreitung der Inseraten werden durch
Rings oder Konturverfahren die Kosten herabgesetzt.
Für Aufnahme von Inseraten an bestimmten vorgeschriebenen
Tagen übernehmen wir keine Garantie.

Für die Redaktion verantwortlich:
Wag. Sonnemann, Dortmund.

Nr. 211.

Dortmund, Freitag, den 9. September 1910.

27. Jahrg.

Zum Reichsvereinsgesetz.

Die jüngste Nummer der „deutschen Juristenzeitung“ bringt eine interessante Entscheidung des preussischen Oberverwaltungsgerichts zum Reichsvereinsgesetz. In dem fraglichen Fall, hatte die schriftliche Satzung der Polizei, welcher sie eingereicht worden war, nicht genügt, um den Vereinszweck erkennen zu lassen; infolgedessen hatte die Polizei dem Vorstande des Vereins aufgegeben, die Satzung durch genauere Angabe des Vereinszwecks zu vervollständigen. Das Oberverwaltungsgericht hat diese Auflage für unbedeutend erklärt. Denn das Gesetz gebe dem Vereinsvorstande kein Mittel, die Mitglieder des Vereins zur Ergänzung der einmal beschlossenen Satzung zu zwingen; es verpflichte ihn lediglich, binnen einer bestimmten Frist nach Gründung des Vereins die Satzung und das Verzeichnis der Mitglieder des Vorstandes der für den Sitz des Vereins zuständigen Polizeibehörde einzureichen. Dem habe der Vorstand im vorliegenden Falle genügt. Das Gericht führt aber weiter aus, daß es trotzdem der Polizei nicht an einer Handhabe fehle, über die Vereine das zu erfahren, was sie wissen müssen, um ihre Aufgabe erfüllen zu können. Wenn auch die Vorschriften des früheren preussischen Rechts, wonach die Vorstände von Vereinen, welche eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckten, nicht nur verpflichtet waren der Polizei die Statuten und das Mitgliederverzeichnis einzureichen, sondern ihr auch auf Erfordern jede darauf bezügliche Auskunft zu erteilen hatten, in das Reichsvereinsgesetz nicht aufgenommen sei, so bestünde doch das allgemeine Recht der Polizei, dann von den Vereinen Auskunfterteilung zu verlangen, wenn dies zur sachgemäßen Ausübung der Polizeigewalt erforderlich sei. Senatspräsident Dr. Schulzenstein, welcher diese Entscheidung dem Sachverhalte eingehend hat, macht gleich auf die Bedenken gegen den Schluss dieser Entscheidung aufmerksam. Einmal hebt er mit Recht hervor, daß das Oberverwaltungsgericht in der Annahme eines allgemeinen Rechtes der Polizei auf Auskunft sehr weit gehe; ein solches allgemeine Recht sei nur als Ausfluß eines allgemeinen polizeilichen Überwachungsrechtes denkbar, dieses aber im modernen Staate nicht mehr anzuerkennen. Dann aber weist er darauf hin, daß es überhaupt nicht als unter den Rechten der Polizeibehörde eines Vereinsvorstandes fallend anzusehen sei, sich über die Vereinsaktivität zu äußern; man denke hierbei nur etwa an die Schwierigkeiten, die im Falle einer verschiedenen Auffassung mehrerer Mitglieder des Vorstandes eintreten könnten. Von dem Vereinsvorstand als solchem kann aber nicht etwas verlangt werden, was außerhalb seiner Obliegenheiten liege, ähnlich wie nicht von einer Behörde etwas, wofür ihr die Zuständigkeit fehle. Man muß aber vor allem noch geltend machen, daß die Anerkennung eines solchen Rechtes der Polizei direkt in das vom Reichsvereinsgesetz garantierte Vereins- und Versammlungsrecht eingreife. Das Reichsgesetz hat ganz genau festgelegt, welche Auskunft der Polizei gewährt werden muß, es hat eine allgemeine Bestimmung, wie sie das frühere preussische Recht kannte, nicht aufgenommen. Daraus ist doch nach allgemeinen Grundsätzen der Auslegung zu folgern, daß zu Zwecken der Vereins- und Versammlungspolizei die Behörde keine weitere Auskunft soll fordern dürfen. Sonst könnte ja die Polizei das Recht beanspruchen, vom Vorstande eine Liste der Vereinsmitglieder zu erhalten, wovon das Gesetz absichtlich nichts sagt. Es erscheint notwendig, gegen eine solche Interpretation der Bestimmungen des Reichsvereinsgesetzes, welche dem Vereinsrecht noch weitere Beschränkungen auferlegt als sie das Gesetz selbst schon enthält, entschieden Widerspruch zu erheben.

Des Vaters Ehre.

Roman von Ewald August König.

„Ergellen müßten das mit den bitteren Erfahrungen antwortend, die ich gemacht habe“, erwiderte Richard freimütig, „meine früheren Beschwerden und Bitten sind stets als unbegründet zurückgewiesen worden, nun wurde ich auch noch durch die vorzeitige und heimliche Verdingung meines unglücklichen Vaters...“
„Diese übertriebene und unangemessene Verdingung bilige ich selbst nicht“, unterbrach der Minister ihn rasch. „Man sagte mir, Sie beabsichtigten eine Demonstration, nur um eine solche zu verüben, sei der Befehl zu diesem vorzeitigen Verdingen gegeben worden. Wegen die Dinge in der Tat so, dann ist der Beamte, der den Befehl gab, entsetzlich, und ich kann nur bedauern, daß die Verhältnisse ihn zwangen, ihn zu geben.“
„Diese Notwendigkeit muß ich in Abrede stellen, eine Demonstration lag nicht in meiner Absicht.“
„So hatte man Grund, diese Absicht zu vermuten. Sie forderten ja auch eine Sektion der Leiche, welchen Zweck hatten Sie dabei im Auge?“
„Ich wollte mir nur Gewissheit darüber verschaffen, ob mein Vater wirklich wahnsinnig gewesen ist.“
„Konnten Sie daran zweifeln?“
„Ich zweifle heute noch daran, Ergellen.“
„Über die Stirne des Ministers glitt ein Schatten des Unwillens. „Haben Sie auch bedacht, welchen Vorwurf Sie damit der Regierung machen?“ fragte er mit schärferer Betonung.
„Nicht der Regierung, Ergellen, sondern demjenigen, der... aber ich darf ja nicht wagen, eine Anklage auszusprechen, so lange ich sie nicht beweisen kann. Doch ich glaube nicht an die Schuld meines Vaters, er war ein Ehrenmann, ein gewisshafter Beamter.“
„Ich glaube, Sie waren damals noch zu jung, um sich ein richtiges Urteil über die Ereignisse bilden zu können“, unterbrach der Minister ihn mit einer abwehrenden Geste. „Auch in dem Leben eines Ehrenmannes kann eine Stunde kommen, in der er der Versuchung nicht widerstehen vermag, zumal wenn durch eigene Schuld die Verhältnisse bedauerlich geworden sind. Sie verlangen Wiedergabe der Schuldbeweise, ich kann diesen Wunsch er-

Deutsches Reich.

Zur Spionageaffäre in Portsmouth.

Der Vater des unter Mollage gestellten Leutnants Herr Oberleutnant a. D. Helm in Charlottenburg, bestritt ganz entschieden die Möglichkeit, daß sein Sohn Spionage getrieben habe. Er betonte, wie es ja auch schon verschiedene englische Blätter getan haben, daß die beiden Befestigungswerke, die der angebliche Spion skizziert haben soll, gänzlich veraltet und jeden strategischen Wertes bar seien, bezweifelt aber zunächst noch stark, daß man bei seinem Sohne überhaupt irgendwelche Pläne gefunden habe. Im Auswärtigen Amt erklärte man, keinerlei amtliche Nachricht über die Angelegenheit zu haben. Die gleiche Auskunft wurde Oberleutnant Helm auf der englischen Botschaft in Berlin gegeben.

Der verhaftete Leutnant Helm vom Kaiserlichen Bionierbataillon 21 wird im Gefängnis von Winchester ehrenvoll behandelt und darf Besuche empfangen. Nach seinem ganzen Auftreten ist es, wie aus London gemeldet wird, kaum glaubhaft, daß er ein Spion ist; denn er hat sich mit größter Unvorsichtigkeit benommen und keinerlei Geheimnis geübt. Außerdem bricht er sehr mangelhaft englisch. Die Presse behandelt den Fall mit großer Ruhe, bloß die Daily Mail benutzt die Gelegenheit zu einem Artikel in dem bekannten Stil, in welchem alle die Lügen der letzten Jahre über den Aufenthalt deutscher Offiziere in den britischen Grafschaften und über die als Kellner verkleideten Agenten aufbewahrt werden.

Zur Feuerbestattung in Preußen.

Dem Abgeordnetenhaus wird im Winter ein Gesetzentwurf wegen Zulassung der fakultativen Feuerbestattung in Preußen eingebracht.

Nationalliberale und Sozialdemokraten gegen die hohen Fleischpreise.

Aus Offenbach wird berichtet: In Sachen der Fleischnot hatten die nationalliberalen und sozialdemokratischen Stadtverordnetenfraktionen Dringlichkeitsanträge für die letzte Stadtverordnetenversammlung eingebracht.

„L. Z. VI“ macht Passagierfahrten.

Der Frankfurter Zeitung zufolge hat „L. Z. VI“ gestern vormittag wieder seine gewöhnlichen Passagierfahrten nach Straßburg aufgenommen. Damit sind die Gerüchte eines militärischen Verbots aus Fortifikationsrücksichten hinfällig.

Das Arbeitsprogramm des Reichstages.

Über den Termin des Wiederzusammentritts des Reichstages liegen bestimmte Entscheidungen noch nicht vor, doch soll die Zeit im November nicht ungenutzt verstreichen. Der Bundesrat wird seine Arbeiten so beschleunigen, daß noch im November dem Reichstag genügend Material zugeht, damit die Session mit Rücksicht auf die nächstjährigen Reichstagswahlen recht erfolgreich und nicht zu spät abgeschlossen werden kann. Neben den vier großen Vorlagen vom Sommer (Wartungswachstums-, Arbeitskammer-, Reichsversicherungs-, Straßengesetz), sind dem Reichstage eine große Reihe neuer Vorlagen zugegangen, die noch

vor den Neuwahlen zum Abschluß gebracht werden sollen. Neben dem Schiffsfahrtsabgabengesetz, das vom Bundesrat bereits verabschiedet ist, kommen zunächst der neue Reichsstaats- und das neue Friedensgesetz in Betracht. Der Reichstag soll auch rasch das Gesetz über die Privatbeamtenversicherung vom Bundesrat verabschiedet werden.

An sonstigen Vorlagen finden sich in Vorbereitung der Entwurf einer eisenbahngesetzlichen Verfassung, eine Novelle zum Gesetz über die Staatsangehörigkeit, eine Novelle zum Patentrecht, ein Auspflanzergesetz, ein Abbedereigesetz, eine Novelle zur Regelung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe, das Hilfskassen- und der neue deutsch-schweizerische Handelsvertrag. Ob es gelingen wird, diesen reichen Stoff zu erledigen, erscheint zweifelhaft, namentlich betreffs der Reichsversicherungsordnung und der Privatbeamtenversicherung.

Was den preussischen Landtag anbelangt, so wird seine Session weniger arbeitsreich sein und auch nicht vor Anfang Januar beginnen. Seine Hauptarbeit wird die Erledigung des Etats sein. Ueber weitere Vorlagen stehen nähere Bestimmungen noch aus.

Ausland.

Belgien.

Brüssel, 8. Sept. Der zur Zeit hier tagende Kongress für Feuerbestattung nahm einen Antrag des Lausanner Delegierten Kraft an, dahingehend, eine internationale permanente Kommission für Feuerbestattung zu gründen. Hierfür wurde ein weiterer Antrag angenommen, worin die Parlamentarier aller Länder erklart werden sollen, Gesetze zu erlassen, welche eine freie Errichtung von Krematorien gestatten sollen.

Rußland.

Petersburg, 8. Sept. In der Umgebung der Hauptstadt wurde in der letzten Nacht wieder eine weitverbreitete Anarchistenverbreitung ausgebrochen, die mit den neulich gemeldeten Verhaftungen in Verbindung stehen. Auch bei dem jetzt festgenommenen Töter der Wande wurde ein Lager von Explosivstoffen gefunden, darunter zwei Bomben, von denen jede genügt, ein ganzes Haus dem Erdboden gleich zu machen. Bisher wurden 30 Beschuldigte festgenommen.

Schweiz.

Zürich, 8. Sept. Der Stadtrat schlägt der Gemeinde vor, Wäscherinnen, die wenigstens ein Jahr lang hier wohnen, und auf ein Einkommen von nicht mehr als 2000 Fr. ohne Vermögen angewiesen sind, den unentgeltlichen Besuch der kantonalen Frauenklinik zu gestatten. Der Kanton soll für Erweiterung der Klinik einen städtischen Beitrag von 400 000 Francs erhalten.

Türkei.

Belgrad, 8. Sept. Man meldet aus Uestüb, daß die türkische Regierung die Mobilisierung aller Reservisten der drei Armeekorps in der europäischen Türkei angeordnet habe und daß diese Mobilisierung bereits begonnen habe.

„Ich nehme die Zweifel, mit denen ich kam, wieder mit.“

„So wollen Sie uns angreifen?“

„Nein, Ergellen, ich sehe ein, daß ich damit nichts erreichen würde, aber ich bitte, abermals um eine Audienz nachsuchen zu dürfen, wenn es mir gelingen sollte, die Beweise zu finden, die ich unablässig suchen werde.“

Der Minister wogte mit ernster, mißbilligender Miene das Haupt. „Sie werden diese Beweise niemals finden“, sagte er in warmem Tone; „ich kann Ihnen nicht versprechen, Sie zu finden, aber ich will Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich nur Unannehmlichkeiten dadurch bereiten werden, und daß Sie jedenfalls besser tun, an die eigene Zukunft zu denken. Das Sie an die Schuld Ihres verstorbenen Vaters nicht glauben wollen, macht Ihnen alle Ehre, aber diesem Bekenntnis gegenüber sind Ihre Zweifel schwer zu begreifen.“

Ein Handwink verabschiedete den jungen Mann, der mit einer Verbeugung schweigend das Kabinett verließ. Draußen atmete Richard tief auf, die schwere Last lag noch immer drückend auf seiner Seele, ihm wäre wohlher gewesen, wenn er in dieser Audienz die Ueberzeugung von der Schuld seines Vaters gewonnen hätte.

Wie die Dinge jetzt noch immer lagen, mußte er an der qualvollen Vermutung festhalten, daß sein Vater das Opfer eines Justizmordes geworden war, daß er für die Schuld eines anderen hatte büßen müssen.

Und wer dieser andere war, glaubte Richard nun auch zu wissen. Was aber konnte er diesem mächtigen Manne anhaben, so lange er keine Beweise gegen ihn gefunden hatte.

Durfte er hoffen, diese Beweise jemals zu finden? Nicht Jahre waren seit jenem Ereignis verstrichen, nur wenige Personen mochten sich desselben noch erinnern, und daß auf dem Wege einer Zeitungsflechte mit der Regierung nichts zu erreichen war, hatte Richard bereits erkannt.

Die Warnungen und ersten Vorstellungen seiner Angehörigen und seiner Freunde waren auch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, er sah ein, daß er durch einen offenen Angriff gegen die Regierung seinem gütigen Prinzipal nur Verlegenheiten, seiner Familie ernste Sorge, und sich selbst Verrug und nutzlose Aufregungen bereitere.

Bulgarien.

Sofia, 8. Sept. Der berühmte bulgarische Bankführer Simon, der an den mazedonischen Serben allein gegen 20 politische Morde verübt hatte, wurde verhaftet. Die Türken fanden bei ihm einen großen Teil des Geheimarchivs des bulgarischen Komitees, so wie Ordres, Siegel und originale Aktenstücke, welche die bulgarische Regierung kompromittieren und sie als Anführerin der Revolution in Mazedonien entlarven.

Serbien.

Belgrad, 8. Sept. In Priština hat man mehrere Führer der letzten Revolution aufgehängt. Unter den Hingerichteten befinden sich die Russen Radak und Raskim-Topa, ferner der Botschafter von Ost-Rosau und verschiedene andere Maiores. Alle diese Hingerichteten verübten die feierlichsten gemeldeten Massaker der Serben in der Türkei.

Griechenland.

Athen, 8. Sept. Der freisinnige Deputierte Rumburos hat zugleich im Namen von Michaleadakis und Panamastorakis von neuem die kategorische Erklärung an die griechische Regierung abgegeben, daß alle drei über Wahl zur griechischen Nationalversammlung nicht annehmen werden. Man hält es für wahrscheinlich, daß Rumburos die neue freisinnige Regierung bilden wird.

Amerika.

Chicago, 8. Sept. Die kalifornische Legislatursur nahm verschiedene Gesetzesentwürfe an, denen zufolge insgesamt 17 Millionen Dollar für die geplante Weltausstellung in San Francisco flüssig gemacht werden.

Deutscher Handels- und Gewerbetag.

8. u. H. Stuttgart, 6. September.

In den fortgesetzten Beratungen der zehnten Vollversammlung des Verbandes deutscher Handels- und Gewerbelammern begründete Vizepräsident Müller (Koblenz) im Auftrage der Handelskammer Koblenz drei Leitsätze betr. die Revision des Beschlusses des letzten Kammetages zu Leipzig bezgl. des Paragr. 100 q der Gewerbeordnung. Der Referent wies darauf hin, daß seinerzeit die überwiegende Mehrheit der deutschen Handelskammern die Einführung des Paragr. 100 q verlangt hätten, daß dieser aber den Erwartungen nicht entsprochen habe. Der Redner gebrauchte im Laufe seiner Ausführungen einige scharfe Wendungen, die der Vorsitzende (Hannover) sofort sie sich gegen den ehemaligen Reichstagsabgeordneten Klempnermeister Jakobstötter und den Sekretär der Handelskammer Dabnabrad Korthaus, richteten, als der Würde des Kammetages nicht entsprechend bezeichnete. Die Auslassungen des Vorsitzenden fanden aber den Protest der Versammlung. Sekretär Hartgenheim (Hildesheim) vertrat die Anschauung, daß, wenn der Paragr. 100 q aus der Gewerbeordnung ausgemerzt werde, eine unangenehme Organisation des Handels stattfinden könne. Er sprach sich im Namen der Handelskammer Hildesheim für vollständige Beibehaltung des Paragr. 100 q aus. Der frühere Reichstagsabgeordnete Jakobstötter (Erfurt) erklärte sich für die Beibehaltung des Paragr. 100 q und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß,

War auch seine Stimmung immer noch ernst und gedrückt als er in das Haus des Bankiers zurückkehrte, so hatte doch der Sturm in seinem Innern ausgebrochen. „Herr Gremler läßt Sie bitten, ihn in seinem Wohnzimmer zu erwarten“, sagte der Hausdiener, als Richard schon im Begriff stand, in das Bureau einzutreten, „er hat im Kabinett augenblicklich eine Unterredung mit einem fremden Herrn.“

„Es ist gut“, sagte Richard und stieg langsam die Treppe hinauf, die zur Privatwohnung seines Chefs führte. Als er die Tür zum Wohnzimmer öffnete, fand er sich Dina gegenüber.

„Herr Vater hat mich ersuchen lassen, ihn hier zu erwarten“, sagte er, „wenn ich indessen stören sollte...“

„Durchaus nicht“, unterbrach Dina ihn mit einer einladenden Handbewegung, „ich bitte, nehmen Sie Platz und seien Sie versichert, daß Sie willkommen sind. Sie kommen von der Audienz beim Minister?“

Nur mit einem flüchtigen Blick schaute er in ihre buntlen Augen, die voll warmer Teilnahme auf ihm ruhten, dann senkte er verwirrt die Wimpern. „Ja, ich war dort“, erwiderte er.

„Und darf ich fragen, was Sie erreicht haben?“

„Nichts, mein Fräulein, der Herr Minister hat mir Beweise für die Schuld meines Vaters vorgelegt, die ich als solche nicht anerkennen kann.“

„Wohl deshalb nicht, weil Sie an diese Schuld nicht glauben wollen.“

„Weil ich es nicht kann, so lange ich nicht überzeugt werde. Würden Sie in solchem Falle anders urteilen?“

„Nein, gewiß nicht“, antwortete Dina, und nun war es an ihr, vor seinem forschenden Blick die Augen niederzuschlagen; „ich würde auch dann noch an meinem Zweifel festhalten, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen hätte. Was gedenken Sie nun zu tun?“

„Nichts!“ erwiderte er ruhig. „Dem Himmel sei Dank!“ sagte sie, und ein Strahl aufrichtiger Freude glitt über ihr anmuthvolles Gesicht. „Sie glauben nicht, wie sehr der Gedanke mich beunruhigt hat, daß Sie durch Ihre Angriffe gegen die Regierung sich selbst unglücklich machen könnten.“

Richard blinnte überrascht an.

183,18

„Jawohl. Haben Sie ihn denn gefannt?“
 „Nein,“ sagte Merkel, mit dem Kopf schüttelnd — „woher sollt' ich ihn auch kennen?“
 „Sie sagen, er wär' nach Amerika gegangen,“ meinte der Kreiser, „und das ist auch wohl möglich, denn in dem Amerika drüben steht eine Menge Menschen, die hier was ausgefreissen haben, und da soll sie nachher einer kriegen.“

„Was trinkt Ihr denn da, Freund?“
 „Einfaches.“

„Das sieht aber dünn aus.“
 „Ja — 's sieht nicht bloß so aus“ — lachte der Kreiser — „aber anderes loht's nicht.“

„Dohnt's nicht.“
 „Mit dreißig Taler Gehalt jährlich,“ meinte der Mann.

„Kann man kein Lagerbier zahlen.“
 „Und wie wär's mit einem Glas Grog?“

„Ja, Grog,“ schüttelte Kaurich mit dem Kopf, — „einen Schnaps wohl, aber ein Glas Grog kostet hier drei Groschen.“

„Kellner! noch ein Glas Grog für den Mann.“
 „Wär' nicht übel, aber wie komm ich dazu?“

„Ich trinke nicht gern allein, Freund, und Ihr tut mir einen Gefallen, wenn Ihr mir helft.“

„Wenn man allen Menschen so leicht einen Gefallen tun könnte,“ sagte der Kreiser freundlich, „da wär's hübsch auf der Welt.“

„So aber nicht?“
 „Na — ich will nicht klagen, ich hab' wenigstens mein Brot, wenn auch oft nicht mehr.“

„Und wurde der Geschichte damals nicht weiter nachgefragt?“

„Der mit dem Wilderer? Ei nun ja: sie kriegten einen Wildbrethändler hier in der Stadt — den Hagenmüller, wenn Ihr ihn kennt, aber Ihr seid doch wohl fremd da — den kriegten sie vor, und er sollte in der letzten Zeit viel mit dem Merkel verkehrt haben — aber sie konnten ihm nichts beweisen. Ich mußte deshalb auch ein paar Mal herein auf's Amt, es machte sich aber nicht, und wie ihnen der Merkel richtig entwischt war, schloß die Sache ein — ich kriegte nicht einmal Schmerzensgeld. Aber poß Wetter, es ist gleich neun Uhr, und da bin ich um die Zeit auf die Polizei beschieden wegen ein paar Holsdieben.“

„Guten Grog könnt Ihr aber doch erst trinken? Da kommt er.“

„Na, solange werden sie wohl noch warten,“ lachte der Mann, indem er vergnügt den heißen Duft des Getränks einsoß und dann langsam zu fressen anging. Endlich wurde er damit fertig, schüttelte dem Mann mit dem weißen Bart freundlich die Hand — draußen schlug es gerade neun Uhr — hing sich seinen Kragen wieder um und verließ raschen Schrittes die Wirtsstube, um seiner Vorladung pünktlich Folge zu leisten.

Merkel saß wie in einem Traum. Es war ihm zu Mute, als ob er garnicht mehr dieser Erde angehöre und in himmlischen Sphären mit den Engeln herumflöge. Kaurich lebte — er hatte ihn nicht erschossen — er war kein Mörder und die Jahre lange endlose Angst und Gewissenspein umsonst gewesen — aber das nicht allein — er brauchte sich jetzt den Gerichten nicht zu stellen; das Schreckensbild des Ritters und Justizhauses schmolz wie ein Nebel in Rauch und Dampf zusammen. Frei — frei — frei! Er war frei wie der Vogel in der Luft, und mitten in der Wirtsstube hätte er niederhinken und seinem Gott aus vollem, jubelndem Herzen danken mögen.

Er fühlte auch, daß er seiner Bewegung nicht lange mehr Herr bleiben konnte; er mußte hinaus in die freie, fröhliche Luft — mußte unter grüne Bäume, in den Sonnenschein. Er war ja ihre wiedergegeben, der herrlichen Natur — aufs neue geschenkt — aufs neue geboren!

Das waren seltsame Momente, die er da draußen im Wald unter den grünen Bäumen verbrachte, und heiße Freuden tränen, aber auch Tränen des innigen Dankes und brünstige Gebete quollen zu ihm empor, der in seiner Vaterhuld so Entsetzliches von ihm abgewendet. Was er die langen, furchtbaren Jahre gelitten und ertragen, es war ja vergessen in dem einen seligen Gefühl dieses Augenblicks.

Als er aber, nach wohl einer Stunde, in die Stadt zurückkehrte, erfaßte ihn sonderbarer Weise jetzt die Angst, daß

er erkannt und festgehalten werden könne, denn der Mordverruch wie Wilddiebstahl war ebenfalls genug, um ihn jahrelang hinter die feuchten Kerkermauern zu bringen. So weit ging aber seine Gewissenhaftigkeit nicht, um sich eines geschossenen Hirsches und bloß angelegenen Kreisers wegen freiwillig den Händen der Polizei zu überliefern, und er beschloß deshalb, sich nicht länger hier aufzuhalten, sondern nun mit freiem Gewissen und glücklicherem Herzen umgefaßt nach Amerika zurückzukehren.

Aber er war nicht undankbar. Von Bremen aus — eine Stunde vorher etwa, ehe der Dampfer Bremerhaven verließ, gab er einen Geldbrief, an den Kreiser Kaurich in Pasterwitz, Kreis Hainich in — auf die Post, und während er weit draußen schon wieder auf blauem Wasser schwamm kletterte der Postbote das Schreiben an die bezeichnete Adresse ab. Da der Kreiser nicht lesen konnte, und auch wegen des Geldes, das in dem Brief enthalten, in großer Unruhe war, so ging er damit zum Förster, um sich von dem Rat zu holen. Dieser erbrach das Schreiben, welches zwei Hundert-talerscheine enthielt und die folgenden Zeilen:

„Mein lieber Kaurich — Ihr könnt gar nicht glauben welche Freude Ihr mir damit gemacht habt, daß Ihr noch am Leben seid, denn mein Gewissen hatte mich, weil ich Euch tot glaubte, nach Deutschland zurückgetrieben. Gott sei Dank, daß Euch die Kugel nichts geschadet hat. Ich gehe jetzt wieder nach Amerika zurück, aber Schmerzensgeld bin ich Euch noch schuldig, und das folgt an bei mit zweihundert Taler Br. Kur. Seid mir nicht mehr böse und grüßt den Herrn Förster von mir.“

Euer alter Bekannter von neulich im Bierhaus mit dem weißen Bart,

Justus Merkel,

früher Kürschnermeister und Wilddieb.“

Die Freude des armen Kreisers läßt sich kaum denken. So viel Geld hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht bei einander gesehen, viel weniger gehabt, und wie er endlich jubelnd nach Hause sprang, um seiner Frau das unerhoffte Glück zu verkünden, meinte er — „für wieder zweihundert Taler ließe er sich um die andere Seite auch noch einmal herumschleichen.“

Über das Taschentuch fällt der Düsseldorf'sche Spezialarzt für Nasen-, Hals- und Lungenkrankheiten Dr. Thom in seinem in den „Blättern für Volksgeundheitspflege“ jenen erschienenen Aufsatz, „Sach gegen die Erreger der Tuberkulose“ ein beachtenswertes Urteil. Er sagt: „Das Taschentuch von heutzutage hält überhaupt einer kritischen Betrachtung schlecht stand. Das Tuch können wir allenfalls durch fleißiges Waschen rein erhalten, aber wie steht es mit der Tasche, in die es immer wieder hineingesteckt wird? Schon bei einer harmlosen Erkältung wie Schnupfen. Die Tasche wird nur in einem Waschtisch oder Waschanzug der wohnstättigen Reinigung teilhaftig. Wer ein Wohltäter der Menschheit werden will, der führe in der Bekleidungsbranche auswechselbare und doch handliche Taschentücher ein, um dem reinen Taschentuch auch einen reinen Ort zu geben. Entbehren kann es der Kustende nicht. Denn trodener Quasten ist durch ein vor den Mund gehaltenes Taschentuch ungleich richtiger gedeckt als durch die Hand, die vielleicht in derselben Minute dem Freunde zum Grusse gereicht wird. Das Taschentuch muß allerdings drei Voraussetzungen erfüllen: Es sei erstens weiß, damit es gefochet werden kann, zweitens klein, damit es nicht so viele Stoffstücke aufwirbelt, drittens, es muß reichlich vorhanden sein, damit häufiger Wechsel leicht möglich ist. Eher Verwendung als Sparartikel mit Taschentüchern für jeden mit Kartarthen der Atmungsorgane Befallenen! Wenn Tuberkulose im Auswurf festgestellt sind, so gebührt solchen Kranken ferner ein eigener Taschentuchbeutel, um vor der Wäsche eine Sanierung mit den Tüchern anzuschließen und gleich den ganzen Beutel samt Inhalt fochen zu lassen. Bunte Taschentücher, besonders von solchen Dimensionen, daß sie gleichzeitig als Taschentuch benutzt werden können, gehören auf den Ausstierbeetel.“

Allerlei

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Das Fräulein von Scuderie.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. von E. T. A. Hoffmann. (Nachdruck verboten.)

Er rennt über Hals und Kopf nach Hause, hinein in die Werkstatt, hämmerte darauf los, und in acht Tagen ist ein Meisterwerk zu Stande gebracht. Aber so wie der, der es bestellte, kommt, mit Freunden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmud mitnehmen will, wird Cardillac verdrrieht, grob, trotzig. — Aber Meister Cardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit. Was schert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmud ist fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben — Und ich sage Euch, daß ich noch manches an dem Schmud ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde. — Und ich sage Euch, daß wenn ihr mir den Schmud, den ich Euch ebenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgibt im Guten, Ihr mich gleich mit Argion's dienbaren Trabanten anrücken seht. Nun so quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Aneizangen, und hänge drei Bentner an den Hals, damit er Eure Braut erdrosselt! — Und damit streckte Cardillac dem Bräutigam den Schmud in die Brusttasche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubentüre hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpolstert, und lacht wie der Teufel zum Fenster hinaus, wenn er sieht, wie der arme junge Mensch, das Schmudtuch vor der blutigen Nase, aus dem Hause hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthusiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Besteller mit allen Zeichen des im Innersten aufgeregten Gemüths, mit den erschütternden Vereuerungen, ja unter Schlägen und Tränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beschwor, ihm das unermessene Werk zu lassen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeschätzten Personen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinste Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Ebenso verweigerte er der Maintenon jede Bestellung, ja mit dem Ausdruck des Abscheues und Entsetzens verwarf er den Antrag derselben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunst verzierten Ring zu verfertigen, den Racine von ihr erhalten sollte.

„Ich wette,“ sprach daher die Maintenon, „ich wette, daß Cardillac, schide ich auch hin zu ihm, um wenigstens zu erfahren, für wen er diesen Schmud fertigte, sich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Bestellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er seit einiger Zeit abzulassen scheint von seinem starren Eigensinn; denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert seine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruss und weggerandtem Gesicht.“ Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, sei es noch möglich, der Schmud bald in die Hände des rechtmäßigen Eigentümers komme, meinte, daß man dem Meister Sonderling ja gleich sagen lassen könne, wie man keine Arbeit, sondern nur sein Urteil über Zwunnen verlange. Das billigte die Marquise. Es wurde nach Cardillac geschickt, und, als sei er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er schen, als er die Scuderi erblickte, Betreten und wie einer, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Ansprüche des Schicksals, wie sie der Anblick darbietet, vergißt, neigt er sich zuerst tief und ehrfurchtsvoll vor dieser ehrwürdigen Dame, und wachte sich dann erst zur Marquise. Die frug ihn hastig, indem sie auf das Gesicht wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tisch funkelte, ob das seine Arbeit sei? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquise ins Gesicht starrend, Armbänder und Halskette schnell ein in das Kästchen, das daneben stand, und das er mit Festigkeit von sich schob. Nun sprach er, indem ein häßliches Lächeln auf seinem roten Antlitz glänzte: „In der Tat, Frau Marquise, man muß Rene Cardillac's Arbeit schlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldschmidt in der Welt solchen Schmud fassen könne. Freilich ist das meine Arbeit.“ So sagt denn, fuhr die Marquise fort, für wen Ihr diesen Schmud gefertigt habt. „Für mich ganz allein,“ erwiderte Cardillac, „ja Ihr möget,“ fuhr er fort, „als beide die Maintenon und die Scuderi ihn ganz vernunft anblickten, jene voll Mißtrauen, diese voll banger Erwartung, wie sich nun die Sache wenden würde, ja Ihr möget das nun selbst finden, Frau Marquise, aber es ist dem so. Bloß der schönen Arbeit willen suchte ich meine besten Steine zusammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und sorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verschwand der Schmud aus meiner Werkstatt auf unbegreifliche Weise.“ „Dem Himmel sei es gedankt,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und sie rasch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnstuhl aufsprang, auf den Cardillac losschritt, und beide Hände auf seine Schultern legte, „empfangt“, sprach sie dann, „empfangt, Meister Rene, das Eigentum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück.“ Nun erzählte sie ausführlich, wie sie zu dem Schmud gekommen. Cardillac hörte alles schweigend mit niedergehängenen Augen an. Nur mitunter stieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ei — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald streichelte er seine Kinn und Wange. Als nun die Scuderie geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz besondern Gedanken, die während dessen ihm gekommen, und als wollte irgend ein Entschluß sich nicht fügen und fördern. Er rief sich die Stirne, er seufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervordringenden Tränen zu steuern. Endlich ergreift er das Kästchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ sich auf ein Knie langsam nieder und sprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängnis diesen Schmud bestimmt. Ja nun weiß ich es erst, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verschmäht es nicht, diesen Schmud als das Beste, was ich wohl seit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen.“ Ei, ei, erwiderte die Scuderi anmutigend scherzend, wo denkt Ihr hin, Meister Rene, steht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch so herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kommt Ihr denn dazu, mich so überred-

zu beschenken? Geht, geht, Meister Rene, war' ich schön wie die Marquise de Fontange und reich, in der Tat, ich ließe den Schmutz nicht aus den Händen, aber was soll diesen weissen Armen die eitle Pracht, was soll diesem verhässlichen Hals der glänzende Ring? Cardillac hatte sich indeß erhoben und sprach, wie außer sich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Kästchen der Scuderie hinhielt: „Tut mir die Barmherzigkeit, Fräulein und nehmt den Schmutz. Ihr glaubt, es nicht, welche tiefe Verehrung ich für eure Tugend, für eure hohen Verdienste im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geschenk nur für das Bestreben an, Euch recht meine innerste Verehrung zu beweisen.“ — Als nun die Scuderie immer noch zögerte, nahm die Maintenon das Kästchen aus Cardillac's Händen, sprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euren hohen Tugenden, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu schaffen und ihrer Last! — Und tut Ihr denn nicht eben wie ein junges verschämtes Ding, das gern zulangenen möchte nach der dargebotenen süßen Frucht, könnte es nur geschehen ohne Hand und ohne Finger.“ — Schlagt dem wahren Meister Rene nicht ab, das freiwillig als Geschenk zu empfangen, was tausend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet.“

Die Maintenon hatte der Scuderie das Kästchen während dessen Aufgebrungen und nun stürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßt der Scuderie den Rock — die Hände — stöhnte — seufzte — weinte — schluchzte — sprang auf — rannte wie unsinnig, Sessel — Tische umstürzend, daß Porzellan, Gläser zusammenstürzten, in toller Hast von dannen. —

Ganz erschrocken rief die Scuderie: „Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menschen!“ Doch die Marquise, in besonders heftiger Laune bis zu sonst ihr ganz fremdem Willen, schlug eine helle Wache auf und sprach: „Da haben wir's Fräulein, Meister Rene ist in Euch sterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte echter Galanterie Euer Herz zu bestürmen mit reichen Geschenken.“ Die Maintenon führte diesen Scherz weiter aus, indem sie die Scuderie ermahnte, nicht zu graufam zu sein gegen den verzweifelt Liebhaber, und diese wurde, Raum gebend angeborener Laune, hingerissen in den sprudelnden Strom tausend lustiger Einfälle. Sie meinte, daß sie, können die Sachen nun einmal so, endlich besiegt werde wohl nicht umhin können, der Welt das unerhörte Beispiel einer drei und siebenzigjährigen Goldschmids-Brant von untadellichem Adel aufzustellen. Die Maintenon erbot sich, die Brautkrone zu stechen und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich so ein kleiner Rief in die Welt von Mädchen nicht viel wissen könne.

Da nun endlich die Scuderie aufstand, um die Marquise zu verlassen, wurde sie alles lachendes Scherzes ungeachtet doch wieder sehr ernst, als ihr das Schmuckkästchen zur Hand kam. Sie sprach: Doch, Frau Marquise! werde ich mich dieses Schmuckes niemals bedienen können. Er ist, mag es sich nun zugetragen haben wie es will, einmal in den Händen jener höllischen Geistes gewesen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtm Bündnis mit ihm, rauben und mordeten. Mir graust vor dem Blute, das an dem funkelnden Geschmeide zu liegen scheint. — Und nun hat selbst Cardillac Betragen, ich muß es gestehen, für mich etwas sonderbar Aengstliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mir einer dunklen Ahnung, daß hinter diesem Allem irgend ein grauenvolles, entsetzliches Geheimnis verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit dem Umstande, so kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimnis bestehe, und wie überhaupt der ehrliche, wärdere Meister Rene, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Bösem, Verdammtlichem zu tun haben soll. So viel ist aber gewiß, daß ich niemals mich unterstehen werde, den Schmutz anzulegen.

Die Marquise meinte, das hiesse die Scuderie zu weit treiben; als nun aber die Scuderie sie auf ihr Gewissen fragte, was sie in ihrer, der Scuderie Lage, wohl tun

würde, antwortete sie ernst und fest: weit eher den Schmutz in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Austritt mit dem Meister Rene brachte die Scuderie in gar anmutige Verse, die sie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es sein, daß sie auf Kosten Meister Rene's, aller Schauer unheimlicher Ahnung besiegend, das ergötliche Bild der drei und siebenzigjährigen Goldschmids-Brant von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzustellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerste hinein und schwur, daß Voileau Despreaux seinen Meister gefunden, weshalb der Scuderie Gedicht für das Wichtigste galt, das jemals geschrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderie in der Glastische der Herzogin von Montanjer über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der tierischen Glastische so neu, daß das neugierige Volk sich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erschien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Schritte der Montanjer umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderie plötzlich ein Geschimpfe und Geschluche und gewahrte, wie ein Mensch mit Faustschlägen und Riemenstößen sich Platz machte durch die dichte Masse. Und wie er näher kam, trafen sie die durchbohrenden Blicke eines todbleichen, gramverklärten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt schaute der junge Mensch sie an, während er mit Ellbogen und Fäusten rüstig vor sich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit stürmischer Hastigkeit auftrieb, der Scuderie einen Fettel in den Schooß warf, und Schöße, Faustschläge austeilend und empfangend, verschwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens war, so wie der Mensch am Aufschenschlage erschien, die Martiniers, die sich bei der Scuderie befand, entsezt in die Wagentischen zurückgefunten. Vergebens riß die Scuderie an der Schnur, rief dem Reiter zu, der, wie vom bösen Geiste getrieben, peitschte auf die Pferde los, die den Schaum vor den Mäulern wegschleuderten, um sich schlugen, sich bäumten, endlich in scharfem Trab fortjagten über die Brücke. Die Scuderie goß ihr Mißgeschick über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufschlug und zitternd und bebend, sich trampfhaft festklammernd an die Herrschaft, Angst und Entsetzen im bleichen Angesicht, mühsam stöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Mensch? — Ach! er war es ja! er war es, derselbe der Euch in jener schauerlichen Nacht das Kästchen brachte! — Die Scuderie beruhigte die Arme, indem sie ihr vorstellte, daß ja durchaus nichts Böses geschehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wissen, was der Fettel enthalte. Sie schlug das Blättchen auseinander und fand folgende Worte:

Ein böses Verhängnis, das Ihr abwenden konntet, steht mich in den Abgrund! — Ich beschwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht lassen kann, in der vollsten Glut kindlicher Liebe, den Halschmutz und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um etwas daran bessern, ändern zu lassen, zum Meister Rene Cardillac zu schaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Tut Ihr es nicht bis übermorgen, so dringe ich in eure Wohnung und ermorde mich vor Euren Augen!

Nun ist es gewiß, sprach die Scuderie, als sie dies gelesen, daß, mag der geheimnisvolle Mensch auch zu der Bande verrückter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böses im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu sprechen, wer weiß, welches sonderbare Ereignis, welches dunkles Verhängnis der Dinge mir klar geworden, von dem ich jetzt auch nur die leiseste Ahnung vergebens in meiner Seele suche. Mag aber auch die Sache sich nun verhalten, wie sie will, das was mir in diesem Blatt geboten wird, werde ich tun, und geschähe es auch nur, um den unseligen Schmutz los zu werden, der mir ein höllischer Talisman des Bösen selbst dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun seiner alten Sitte getreu, nicht so leicht wieder aus den Händen geben wollen.

Fortsetzung folgt.

Das böse Gewissen

Von Friedrich Gerstäcker

(Schluß.)

Im com Polizeigebäude befand sich eine Stube, die draußen anzeigte „Bayerisches und einfaches Bier“ — dort hinein trat er, und zu der frühen Stunde glaubte er, daß er auch ziemlich sicher sein könne, keine Gäste weiter darin zu treffen. Trotzdem saßen aber doch schon hier und da an den Tischen Leute — er hatte nicht gewußt, daß Markttag war, und mehr kamen noch in die Stube, während er schon an einem der hinteren Tische Platz genommen. Aber was kümmerten ihn die fremden Menschen! Er konnte seinen davon, und sie ihn noch viel weniger. Er bestellte sich etwas Butterbrot und Käse und eine halbe Flasche Wein — dieser aber war, wie ihm der Kellner sagte, nicht im Lokal zu bekommen, dagegen sehr guter Grog — und Punschessig hatten sie ebenfalls.

„Gut — dann bringen Sie mir heißes Wasser und Zucker“, sagte Merkel, „und die Flasche Rum dazu — ich will mir den Grog selber machen.“

Es dauerte lange, bis das heiße Wasser kam, und Justus Merkel, während er hinter dem Tisch saß und all' die frühlichen freien Menschen sah, die sich um ihn her bewegten, fühlte zu seinem Schrecken, daß ihn das nämliche Gefühl überkam wie gestern Abend. Die Angst besah ihn vor dem nahenden. Aber gewaltig kämpfte er jedes dem ähnlichen Gefühl zurück; er durfte und wollte sich nicht wieder schwach zeigen, und die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, das Antlitz mit den Händen bedeckt, saß er da und rief sich die alten Bilder in das Gedächtnis zurück.

Wieder war er draußen auf dem mondbeschiedenen Schlag — wieder sah er den Mann aus dem Dicht herauspringen — der Schuß knallte, und still und regungslos lag der durchschossene Körper des Unglücklichen auf dem seuchten Grunde — aber nicht das allein, dahinter wartete die Frau des Unglücklichen — warteten die Kinder auf den heimkehrenden Väter und Mütter. — Die Suppe wurde für ihn warm gestellt — ängstlich geworden, ging die Frau immer dann und wann an die Tür und horchte hinaus — aber er kam nicht. Durch die mondheilen Felder floß ein Mann — seine Hände sind mit Blut besetzt — der Mörder — und dort im stillen Walde in der kleinen ärmlichen Hütte saß, in Tränen gebadet, die Frau und hatte ängstlich und zagen das kleinste der Kinder an die Brust gedrückt. — So saß sie die Nacht — so saß sie, als die Sonne schon über die Wälder aufstieg — und jetzt lärmten draußen vor dem Hause — die Stimmen bekannter Holzschläger, die früh an die Arbeit gegangen waren und draußen im Wald den blutigen Leichnam gefunden hatten. — Jetzt brachten sie ihn zu seiner eigenen Hütte kalt und starr — auf einer roh zugehauenen und mit Weiden zusammengeknüpften Bahre lag der Ermordete. — Die Frau tritt in die Tür der Hütte — bleich — atemlos vor Angst und Entsetzen, wenn sie da bringen. Jetzt werfen sie die Wälder von der Bahre, mit denen der Leichnam bedeckt ist, und jetzt — Seiland der Welt — da liegt der unglückliche Kaurich — mit Blut bedeckt — die Augen offen —

„Guten Morgen“, sagte eine Stimme, ihm gegenüber; Merkel sah auf. — Ein fremder Mann hatte an dem nämlichen Tisch mit ihm, da es anfang an Platz zu fehlen, seinen Sitz eingenommen und nicht ihm freundlich zu. — Merkel starrte in sein Gesicht, als ob er einen Geist gesehen hätte.

„Warmer Tag heute“, sagte der Mann wieder und warf einen alten Jagdranzen, den er über die Schulter trug, ab und neben sich auf den Boden nieder — „verdammt warmer Tag!“

„Sie hatten heiß Wasser und Rum bestellt, nicht wahr?“ fragte der Kellner, der in diesem Augenblick das Verlangte brachte und vor dem Gast auf den Tisch stellte.

„Ja“, sagte Merkel; aber er sah weder den Kellner noch die verlangten Spirituosen, denn sein Blick haftete noch immer, wie durch Zauberei gebannt, auf dem vor ihm sitzenden Mann, der aber eigentlich gar nichts Besonderes in seinem Aussehen zeigte. Er trug einen alten, verschossenen und schon oft genug ausgebeizten und gestrichelten grünen Rock, einen grauen, schauerlich zerdrückten Alzhut, graue Hosen und Wasserstiefeln, und schien auch sein Frühstück mitgebracht

zu haben. Er widelte aus einem alten, wahrscheinlich schon mehrfach benutzten Stück Papier ein großes Stück Schwarzbrot heraus, in welchem, in einem eingeschnittenen Loch, ein Stück Butter saß und bat dann den Kellner, ihm ein Glas einfaches Bier zu bringen — er durfte keinesfalls viel Geld verlangen.

Anfangs achtete er wohl wenig oder garnicht auf den Fremden mit dem weissen Bart, den er nur der Höflichkeit wegen angerebet hatte. Zulezt mochte es ihm aber doch wohl auffallen, daß dieser ihn so anstarrte, denn wir fahlen den Blick des Menschen, merkwürdigerweise, oft, wenn unser Auge auch garnicht an ihm haftet. Möglich auch, daß ihm der Fremde selber mit seinem großen schneeweißen Bart auffiel, denn er wandte sich wieder zu ihm, und als er fand, daß dieser ihn noch immer aufmerkham, ja starr betrachtete, setzte er die Unterhaltung fort:

„Sie sind wohl nicht aus dieser Gegend?“ fragte er, indem er sich ein Stück von seinem Brot abschchnitt.

„Nein“, sagte Merkel wie im Traum — „aber Ihr?“

„Nicht weit von hier daheim“, sagte der Mann, „aus Paderborn.“

„Aus Paderborn?“

„Ja — aber ich wohne nicht im Dorf.“

„Nicht im Dorf?“

„Nein, im Wald drinnen — ist ein hübsches Stück hier herinzuliegen, aber bei dem Wetter mag's noch gehen.“

Der Fremde mit den weissen Haaren schweig eine Weile. Er mochte wahrscheinlich fühlen, daß der andere sein Anstarrten auffällig finden könnte, und beschäftigte sich eine kurze Zeit mit dem ihm gebrachten Frühstück; aber sein Blick flog immer wieder zu seinem Bismarck hinüber, dessen Züge jedenfalls eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausüben mußten.

„Ihr seid Jorkmann, nicht wahr?“ fragte er endlich.

„Ahem“, nickte der andere, der gerade den Mund voll Brot hatte — „Kreiser.“

„In Paderborn?“

„Ahem — beim Förster Reuner — oder Oberförster viel mehr, denn neulich zu seinem fünfundsingzigsten Jubiläum hat er den Titel getrieget — auf dem Heuniger Reiner draußen.“

„Und Euer Name?“

„Kaurich.“

„Kaurich?“ fuhr der Fremde empor — „aber — das — das ist doch nicht möglich. — Wie ich — wie ich vor einer Reihe von Jahren hier war, da — da hieß es ja einmal, daß ein Kreiser Kaurich da draußen im Heuniger Holz von einem Wilderer er... schossen wäre.“

„Von dem Lump, von dem Merkel, dem verdorbenen Kürschnermeister, he?“ lachte der Mann — „ja — richtig 'naufgehalten hat er mir, das muß ich ihm lassen, die Kugel sah auf dem Fleck, wo sie hingefallen, und vorn ist sie rein und hinten heraus; aber diesmal kam ich noch mit einem blauen Auge davon, denn sie fuhr auf der einen Rippe herum, rund um den Leib — man sollte kaum glauben, daß es möglich wäre, und nach acht Tagen konnte ich schon wieder im Walde herumlaufen.“

„Und was ist aus dem — aus dem Wilderer geworden?“

„Ja, du lieber Gott, wer weiß es?“ lachte der Kreiser — „hatte einen Kapitalhirsch die Nacht geschossen, mochte ihm aber doch wohl nicht mehr geheuer in der Gegend scheinen, denn ich wußte jetzt, wer's war, und als ihm die Polizei auf die Faden wollte, war er nirgends mehr zu finden.“

„Nirgends mehr zu finden —“ wiederholte Merkel eintönig, denn die ganze Stube ging mit ihm im Kreise herum. Es war ihm, als ob er Flügel bekommen hätte und nun garnicht mehr in dem engen Zimmer bleiben könne, sondern zur Decke hinausschlagen müsse.

„Nein, bewahre“, lachte der Kreiser — „kug war der Merkel, das muß man ihm lassen, und kein Mensch hatte ihn die ganzen Jahre für einen Wilderer gehalten, so unschuldig tat er immer. Nach der Geschichte wußte er aber wohl recht gut, daß es ihm an den Krügen gehen mußte, und da machte er sich denn natürlich weg.“

„Der Merkel?“